

## Studien zum Weber-Paradigma

Herausgegeben von  
Gert Albert  
Agathe Bienfait  
Steffen Sigmund  
Mateusz Stachura

Mit der Reihe „Studien zum Weber-Paradigma“ soll ein Ort für solche Publikationen geschaffen werden, die sich in Interpretationen, theoretischen Weiterentwicklungen und empirischen Studien mit dem Werk Max Webers auseinandersetzen. Die Bezugnahme auf das Webersche Forschungsprogramm schließt dessen kritische Diskussion durch Vertreter anderer theoretischer Positionen mit ein. Institutionentheoretische Fortführungen, ethische und sozialontologische Fragen im Gefolge Weberscher Unterscheidungen wie auch neue oder alte Verbindungen Weberianischer Theorie mit philosophischen Strömungen werden diskutiert. Die „Studien zum Weber-Paradigma“ sind einem undogmatischen und innovativen Umgang mit dem Weberschen Erbe verpflichtet.

Steffen Sigmund  
Gert Albert · Agathe Bienfait  
Mateusz Stachura (Hrsg.)

# Soziale Konstellation und historische Perspektive

Festschrift für M. Rainer Lepsius



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Katrin Emmerich / Sabine Schöller

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.  
[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg  
Umschlagbild: Max Weber-Arbeitsstelle, Bayerische Akademie der Wissenschaften München  
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel  
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15852-5

## Inhalt

<i>Steffen Sigmund, Gert Albert, Agathe Bienfait, Mateusz Stachura</i> Vorwort.....	8
<i>Johannes Weiß</i> Der Weber-Forscher .....	9
<i>Paul Nolte</i> Soziologie als kulturelle Selbstvergewisserung. Die Demokratisierung der deutschen Gesellschaft nach 1945.....	18
<i>Tilman Allert</i> Die Gabe der Rede.....	41

## I. Interessen, Ideen und Institutionen

<i>Wolfgang Schluchter</i> Interessen, Ideen, Institutionen. Schlüsselbegriffe einer an Max Weber orientierten Soziologie .....	57
<i>Steffen Sigmund</i> Ist Gemeinwohl institutionalisierbar? Prolegomena zu einer Soziologie des Stiftungswesens .....	81
<i>Anton Sterblich</i> Institutionenwandel in Gesellschaften des öffentlichen Misstrauens.....	104
<i>Heinz Sahner</i> Die Bedeutung von Institutionen: Die Entwicklung von Ost- und Westdeutschland, die Wiedervereinigung und zur Rekonstruktion ostdeutscher Städte am Beispiel von Halle (Saale).....	121
<i>Claus Wendt</i> Leitideen der Gesundheitsversorgung.....	149

## II. Kulturelle Dimensionen sozialer Ungleichheit

*Hans-Peter Müller*

Lebenschancen und Lebensstile. Die kulturellen Dimensionen sozialer Schichtung ..... 177

*Gangolf Hübinger*

„Sozialmoralisches Milieu“. Ein Grundbegriff der deutschen Geschichte ..... 207

*Markus Pohlmann*

Der diskrete Charme der Bourgeoisie? – Ein Beitrag zur Soziologie des modernen Wirtschaftsbürgertums ..... 228

*Wolfgang Teckenberg*

Ständische Ordnung, „neue“ Intelligenzija oder Klassenstrukturierung im Postsozialismus? Was aus der Revolte des Umbruchs geworden ist ..... 253

## III. Demokratie in Deutschland und Europa

*Maurizio Bach*

Nationalität und Supranationalität in Europa. Zur Anwendbarkeit von M. Rainer Lepsius' Institutionensoziologie auf die europäische Einigung ..... 287

*Edgar Wolfrum*

Das Erbe zweier Diktaturen und die politische Kultur des gegenwärtigen Deutschland im europäischen Kontext ..... 307

*Bernhard Giesen*

Europäische Identität und intellektueller Diskurs. Eine historische Perspektive ..... 323

*Peter Graf Kielmansegg*

Braucht Europa Grenzen? ..... 341

*Richard Utz*

Die Entstehung charismatischer Gruppenführung: Hitlers Übernahme der NSDAP-Führung 1919-1921 ..... 358

## IV. Zur Lage der Soziologie

*Christian Fleck*

Die Soziologie und ihr Publikum ..... 391

*Georg Vobruba*

Gestaltung und Kritik der Gesellschaft. Zur Soziologie der Intellektualität ..... 405

*Hans Albert*

Zur Rolle der Phantasie in der Forschung. Eine methodologische Untersuchung im Anschluss an Max Weber ..... 427

*Gert Albert*

Soziologie mittlerer Reichweite. Die methodologischen Konzeptionen Robert K. Mertons und Max Webers im Vergleich ..... 445

Schriftenverzeichnis M. Rainer Lepsius ..... 468

Autorenverzeichnis ..... 484

## Die Soziologie und ihr Publikum

*Christian Fleck*

Soziologen sind selten einer Meinung, doch darüber, dass ihre Disziplin in einigen Punkten anders ist als all die anderen, darüber wäre wohl ein Konsens herstellbar. Worin genau nun die Besonderheiten der Soziologie bestehen und wie sie, sollte es mehr als eine sein, zu reihen sind, darüber gingen die Ansichten vermutlich bereits auseinander. Ein Kandidat mit Aussicht auf weitestgehende Zustimmung sind die Außenbeziehungen. Unter diesen hat es den Soziologen besonders eine angetan, auf die in jedem Lehrbuch und jeder einführenden Vorlesung verwiesen wird: Das Erkenntnisobjekt der Soziologie kann von den Aussagen, die über es gemacht werden, beeinflusst werden – das sei das Besondere der Soziologie und unterscheide sie von anderen Disziplinen. Letztere Behauptung ist natürlich falsch, aber die in ihr zum Ausdruck kommende Vorstellung einer extravaganten Besonderheit ihres Faches ist fixer Bestandteil der Folklore der Soziologen. Die allseitige Beliebtheit dieser steht in einem deutlichen Kontrast zu dem weitgehenden Desinteresse an einer genaueren Untersuchung des angedeuteten Zusammenhangs. Wenn es stimmt, dass die ganze Angelegenheit zur Folklore zu rechnen ist, dann ist die Ignoranz gegenüber den Formen und Varianten der Außenbeziehungen allerdings nicht weiter überraschend. Auf welchen Pfaden die Objekte soziologischer Forschungsbemühungen von den über sie herausgefundenen Erkenntnissen erfahren, wie diese formuliert sein müssen, dass sie verstanden werden können und was geschieht, wenn sie falsch gedeutet werden – diese naheliegenden Fragen sollten Soziologen eigentlich interessieren. Mit ihnen will ich mich im Folgenden beschäftigen. Bevor ich allerdings auf die Beziehung der Soziologen zu ihrem Untersuchungsobjekt, das zugleich ihr Publikum ist, eingehe, muss ein kleiner Umweg genommen werden. Es lassen sich nämlich allerhand Hinweise anführen, dass die gegenwärtige Soziologie – zumindest in den deutschsprachigen Ländern – das Interesse am Laienpublikum verloren hat oder, etwas schwächer formuliert, diese Beziehung nicht mehr pflegt.

Wissenschaftliche Disziplinen lassen sich auf verschiedene Weise definieren; eine nichtessentialistische, soziologisch gehaltvolle Definition sollte die Kommunikation ins Zentrum rücken. Kommunikation schafft Gemeinsamkeiten und setzt solche voraus. Wissenschaftler, die miteinander – in allen denkbaren Formen – kommunizieren, bilden eine Diskursgemeinschaft, die zur Herausbil-

dung einer Disziplin führen oder deren Existenz bestärken kann. Eine Änderung der Intensität wechselseitiger kommunikativer Bezugnahme kann dazu führen, dass jemand in eine solcherart als Diskursgemeinschaft verstandene Disziplin aufgenommen (oder aus ihr ausgeschlossen) wird, der er nach allen anderen Kriterien, die für die Abgrenzung wissenschaftlicher Disziplinen herangezogen werden können, gar nicht angehören dürfte (oder weiterhin müsste). Die deutsche Soziologie liefert hier instruktive Beispiele. Karl Marx wird heute allüberall als Klassiker der Soziologie geführt. Dass er zu diesem Ehrentitel erst lange nach seinem Tod kam, ist bekannt. Doch wann wurde er in die Ahnenreihe aufgenommen und warum? Karl Poppers Aufnahme in die deutsche Soziologie im Anschluss an den eher zufällig zustande gekommenen Auftritt bei einer Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie bietet ein instruktives Beispiel der Einbeziehung von jemandem, der von sich aus gar kein besonders großes Interesse an den Tag gelegt hat. Der faktische Ausschluss einiger Soziologen, die wegen ihrer Servilität gegenüber den Nazis in Verruf gekommen waren, war nicht der letzte Fall des Ausschlusses durch Kommunikationsverweigerung. Dass wissenschaftliche Disziplinen sich wesentlich durch diskursive Bezugnahmen von benachbarten Feldern abgrenzen, und das in jeder Kultur- oder Sprachgemeinschaft andere Mitgliederprofile zur Folge hat, liegt auf der Hand.

Der Hinweis darauf, es gäbe aber doch auch eine Soziologie in Taiwan oder in Finnland, widerspricht der hier vorgebrachten Sichtweise nicht, weil sich in jedem einzelnen Fall die der Entstehung nationaler Soziologien vorausgehenden Kommunikationswege, die vor allem Diffusionsprozesse waren, nachzeichnen ließen – und dass sich Diskursgemeinschaften wiederum abkoppeln können, ist gerade in der Soziologie eine bekannte Tatsache. Der Streit darüber, ob es im Nationalsozialismus eine, wenn auch unter anderem Namen existierende Soziologie gegeben habe, kann dafür ebenso als Beleg angeführt werden, wie wir nach dem Ende der realsozialistischen Welt genauere Kenntnis darüber gewonnen haben, auf welchen Pfaden Teile der westlichen Soziologie rezipiert wurden.

Die Kommunikation unter Mitgliedern einer wissenschaftlichen Disziplin ist der regulativen Idee der Gelehrtenrepublik nach egalitär, über die Praxis müssen wir uns hier nicht äußern. Vor allem aber ist jede Kommunikation unter Wissenschaftlern voraussetzungsreich, weil alle Beteiligten voneinander wechselseitig annehmen, dass sie ein Universum an Begriffen, Theorien und Methoden teilen. Dadurch müssen wir nicht immer von vorn beginnen. Wissenschaftler unterscheiden sich von anderen kommunikativ integrierten Gruppen wohl auch dadurch, dass sie in ihrer professionellen Kommunikation in ganz spezifischer Weise am Austausch von Neuigkeiten interessiert sind und sich nicht mit der Wiederholung altbekannter Weisheiten zufriedengeben. Die Neuigkeiten, die Wissenschaftler einander mitteilen, folgen einer grundlegend anderen Maxime:

Sie dienen nicht der Unterhaltung oder der Sicherung des Zusammenhalts einer sozialen Gruppe, sondern stehen unter Innovationsimperativ. Das Neue, das jemand zu berichten hat, muss relevant und soll anschlussfähig sein. Die gelegentlich immer noch anzutreffende Hoffnung mancher Soziologen, ihre Neuigkeiten seien so bahnbrechend, dass sie mit den bisherigen Sichtweisen inkommensurabel seien, ist ja nichts anderes als die idiosynkratische Übersteigerung eben dieses grundlegenden Anspruchs.

Mit bewundernswerter Selbstverständlichkeit unterstellen Teilnehmer am wissenschaftlichen Gespräch, die anderen hätten das Gleiche gelesen oder sich auf anderen Wegen über Neuigkeiten in Kenntnis gesetzt. Andere Berufsgruppen sind in geringerem Maße auf die Lieferung von Novitäten verpflichtet, ihren Mitgliedern genügt es vielfach, vorhandenes, nur geringfügig wachsendes Wissen richtig anzuwenden. Pastoren und Rechtsanwälte sind dann erfolgreich, wenn sie bei ihren Kunden den Eindruck hinterlassen, mit ihren Auslegungen Gutes bewirkt zu haben. Gerichtsmediziner und Baustatiker arbeiten sich in klassifizierender und berechnender Weise an ihren Objekten ab. Die Mitglieder dieser Berufe würden die Erwartungen ihrer Kunden verfehlen, wenn sie zu viel Neues produzierten. Die normativ verbindliche Suche nach Neuem ist nur in jenen Wissenschaften zu finden, die sich unter das Joch der Entdeckungserwartung begeben haben. Wie würden wir das Gespräch mit einer Kollegin, die wir auf einer Konferenz treffen, denn sonst eröffnen, wenn uns die Floskel „Na, woran arbeiten Sie denn gerade?“ nicht mehr zur Verfügung stünde? Jede so Angesprochene ist tunlichst gehalten, nicht zu bekennen, dass sie in den letzten Monaten keine Idee zumindest erwogen hat.

Bescheid wissen müssen nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Mitglieder anderer sozialer Gruppen. Als Freund der schönen Literatur, der bildenden Kunst oder jeder beliebigen Sportart, als Experte für Aktien und andere Handelsobjekte und als *homo politicus* wird nur akzeptiert, wer auf dem Laufenden ist. Dazu bedarf es in jedem der genannten Felder der Fähigkeit zur raschen Aufnahme und Verarbeitung von Informationen. Wer diesen Imperativ ignoriert, kann unter den Liebhabern der Künste sogar noch reüssieren und aus seiner Verachtung dieser oder jener Mode Ansehen gewinnen. In all den anderen Feldern würde sich jemand, der das Aktuelle mit Verachtung straft, allerdings lächerlich machen. Natürlich trauern einige Sportsfreunde vergangenen Erfolgen nach, und mancher in die Jahre gekommene Beobachter des politischen Wettbewerbs dürfte schon einmal dadurch aufgefallen sein, dass er partout eine Größe der Vergangenheit den zu kurz Geratenen der Gegenwart vorzuziehen gewillt war. Doch derartige Schrulligkeiten können nur ausnahmsweise geäußert werden, will man als ernsthafter Kommunikationspartner im Spiel bleiben.

Von allen anderen auf Bescheid wissen geeichten Kommunikationsgemeinschaften unterscheiden sich die wissenschaftlichen vor allem aber dadurch, dass sie mit dem exponentiellen Wachstum des Neuen kaum zurande kommen. Die Rede vom exponentiellen Wachstum unseres wissenschaftlichen Wissens, von der Halbwertszeit, die angeblich immer kürzer werde, und all die anderen Floskeln, die man hören kann, wenn es um die Charakterisierung des zu bewältigenden Berges an Neuigkeiten geht – sie sprechen eine deutliche Sprache der uneingestandenem Verzweiflung angesichts der systematischen Verfehlung des kollektiv geteilten Ziels des Bescheidwissens. In anderen Bereichen scheinen die Beteiligten Mittel und Wege gefunden zu haben, den Überblick zu bewahren. Während es offenkundig möglich ist, beispielsweise das globale Finanzmarktgeschehen übersehbar zu halten, hecheln Wissenschaftler aller Disziplinen hinter dem stets mehr wachsenden Berg an Neuerscheinungen nach. Die Bündelung einer im Prinzip nach oben hin offenen Zahl von Markttransaktionen in einer beschränkten Zahl von Indizes erlaubt es den Teilnehmern am globalen Finanzmarkt, sich mit der Beobachtung der für aussagekräftig gehaltenen Charts zu begnügen. In merkwürdiger Weise kontrastiert die Fähigkeit, den globalen Finanzmarkt im Auge behalten zu können, mit der gleichzeitig immer wieder auftretenden Unfähigkeit von leitenden Angestellten in ihrer eigenen Firma, den Überblick zu bewahren. Auch in der Welt der Politik scheint die Flut an Informationen die Beobachter und Akteure nicht zu irritieren, da die vertikale und horizontale Differenzierung des Feldes es ihnen erlaubt, vieles zu ignorieren. Der horizontalen Ausdifferenzierung verschiedener Politikfelder entsprechen in den Wissenschaften die Disziplinen und in ihnen die Teilgebiete, in der Soziologie die Bindestrich-Soziologien. In der Politik, aber durchaus auch in bestimmten Bereichen der Kunst und des Sports, differenziert sich das gesamte Feld zusätzlich vertikal: Von der Lokal- bis zur Weltpolitik, von der ersten Klasse Unterliga bis zur Champions League. Eine legitime institutionalisierte Hierarchie von Kommunikationsgemeinschaften gibt es in den meisten Wissenschaften dagegen nicht. Faktisch betreiben die meisten Disziplinen, jedenfalls die Soziologie, eine solche Abschottung von Diskursgemeinschaften, die allerdings selten in einer Hierarchisierung Ausdruck findet. Die Lage der Soziologie wird durch Vorstellungen wie jener von Zentrum und Peripherie, oder dem Insider-Outsider-Modell besser erfasst als durch Vorstellungen steiler Hierarchien, die nationale und internationale Diskursgemeinschaften vertikal ordnen. Oberhalb des Nationalstaates existiert keine Diskursebene, an der regelmäßig teilzunehmen zum verbindlichen Rollenprofil eines Soziologen gehören würde. Diejenigen, die sich auf der europäischen oder der internationalen Ebene als Soziologen tummeln, weisen nicht jene Reputation auf, die in anderen Feldern mit derartigen Auftritten verbunden wären. In der Soziologie gibt es weder eine Europameisterschaft noch eine G 8-

Runde. Damit entbehrt die Soziologie aber auch der Möglichkeit eines Relevanzkriteriums, das festlegt, welche Diskursforen verfolgt werden müssen und welche man den Lokalisten überlassen kann.

Dabei scheint es auch im Feld der Wissenschaften Möglichkeiten zu geben, nationalstaatlich beschränkte Diskursgemeinschaften zu überwinden. Die Mathematik ist horizontal wenigstens so stark differenziert wie die Soziologie. Aber die Kommunikation zwischen den Teilnehmern der Spezialgebiete ist international kaum restringiert, was durch die gemeinsame formale Sprache und einen gemeinsam geteilten Relevanzrahmen ermöglicht wird. Beides fehlt in den Sozialwissenschaften; auch in jener sozialwissenschaftlichen Disziplin, die am stärksten versucht, ihren Diskurs *more geometrico* zu gestalten: Die Ökonomie schafft das nur um den Preis der Imitation einer quasi-universellen Fachsprache, was begleitet wird von der von vielen beklagten empirischen Verarmung der Wirtschaftswissenschaften. Dass es allerdings auch in empirisch orientierten Wissenschaftsfeldern möglich ist, eine internationale Kooperation zuwege zu bringen, demonstrierte in jüngster Zeit das Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC), das von der World Meteorological Organization (WMO) und dem United Nations Environment Programme (UNEP) initiiert und 2007 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Was beim Weltklima gelang, steht bei globalen sozialen Fragen noch aus. Soll man daraus den Schluss ziehen, dass die alles wissenden Sirenen unter den Soziologen mit ihren betörenden Gesängen bislang keinen Vorbeisegelnden verzaubern konnten, weil jede ein anderes Lied intoniert?

Die wenigen Hinweise sollen deutlich machen, dass die Kommunikationsgewohnheiten wissenschaftlicher Disziplinen durchaus nicht auf irgendeinem Reißbrett entworfen wurden, sondern sich sukzessive entwickelten. In diesem spontanen Prozess bilden sich einige Mechanismen heraus, die in der Folge gleichsam normativ verfestigt werden. Dazu zählt vor allem Anderen die horizontale Ausdifferenzierung, die die Übersehbarkeit für die Teilnehmer erleichtert, während einer vertikalen, nationalstaatliche Grenzen überwindenden Integration in den wenigsten Disziplinen große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Derartige Kooperationsmuster bleiben daher die Ausnahme. Die Beteiligung an den jeweils vorgefundenen Formen innerdisziplinärer Kommunikation ist für die erfolgreiche Ausgestaltung der Mitgliederrolle in der jeweiligen Diskursgemeinschaft unerlässlich und zumindest in diesem Fall schafft soziale Regelmäßigkeit auch soziale Verbindlichkeiten. Ein Verhalten wie jenes des russischen Mathematikers Grigori Perelman, der sich der aktiven Teilnahme in den vorgefundenen Bahnen disziplinärer Kommunikation verweigerte und seinen bahnbrechenden Beweis der Poincaré-Vermutung nur online stellte, würde in einer Disziplin wie der Soziologie schlicht ignoriert werden. Aber wir haben auch keinen Henri

Poincaré, der 1904 seiner Disziplin eine Aufgabe stellte, die im Jahr 2000 gelöst werden konnte. Die Aufgaben, die uns die Soziologen der letzten Jahrhundertwende freundlicherweise hinterlassen haben, beschäftigen die Disziplin zwar auch noch, aber der lange Zeit geteilten Hoffnung auf einen Newton, Darwin oder Einstein der Sozialwissenschaften hängt am Beginn des 21. Jahrhunderts offenkundig niemand mehr an.

Kommunikative Beziehungen unterscheiden sich danach, ob die jeweiligen Gesprächspartner als über- oder unterlegen oder als gleichwertig angesehen werden. Mit Seinesgleichen spricht man anders als mit Vorgesetzten oder Außenseitern, Untergebenen oder der Belehrung Bedürftigen. Die dem jeweiligen Gesprächspartner zugeschriebene Machtüber- oder -unterlegenheit bestimmt wohl auch darüber, wie viel Aufmerksamkeit und Intensität man der Pflege und Verbesserung des jeweiligen Kommunikationskanals widmet. Das ist ziemlich banal. Etwas weniger platt scheint es, die Folgen derartiger Präferenzen in Augenschein zu nehmen. Zwei sind im vorliegenden Zusammenhang von Belang: Erstens scheinen Routinen, die sich in den Beziehungen zu relevanten (meist: machtüberlegenen) Partnern herausgebildet haben, auf den Umgang mit weniger relevanten abzufärben. Das ist nicht mehr als die Anwendung konventioneller soziologischer Einsichten auf einen Fall, auf den sie bislang nicht angewandt wurden. Zweitens scheint mir, dass der Soziologie im Laufe des letzten Jahrhunderts das Laienpublikum gleichsam abhanden gekommen ist. Die Vervielfachung der Möglichkeiten, Orientierung in Lebensfragen zu finden, und die sich rapide vermehrende Zahl als respektabel geltender Deutungen unserer Gegenwart beseitigten das frühere Quasimonopol der Soziologie auf Deutung. Plakativ formuliert, besaß die Soziologie hinsichtlich der Deutung der Moderne das Alleinstellungsmerkmal, während die Post-, Spät- und alle anderen Derivate der Moderne in die deutenden Hände anderer Meisterdenker gelangt sind. Da sich im gleichen Zeitraum in der Soziologie die Relevanzstrukturen verschoben haben, wurde dieser Wandel zwar gelegentlich beklagt, bislang aber weder zu verstehen versucht, noch gar resolut bekämpft. Die Veränderungen blieben auch deswegen unbemerkt, weil die Grundmuster der Außenbeziehungen der Soziologie unverändert blieben und die tiefgehenden Änderungen auf Seiten einiger Kommunikationspartner der Soziologie achselzuckend oder kulturpessimistisch hingenommen wurden.

Drei der Außenbeziehungen wissenschaftlicher Disziplinen verdienen genauere Betrachtung. Eine bringt Soziologen mit machtüberlegenen Partnern (Aufsichtsorgane und Auftraggeber) in Kontakt. Der Kontakt mit Klienten würde die Soziologen gleichsam am längeren Ast sitzend sehen; im Folgenden werden einige Hinweise gegeben, warum dem so nicht ist. Schließlich müsste die Kalibrierung der Machtbalance mit der Öffentlichkeit, dem Laienpublikum, erst

ausgehandelt werden. Diese wie auch einige der anderen Beziehungen funktionieren nach dem Angebot/Nachfrage-Modell, doch ist nicht immer klar, ob der Markt von den Käufern oder Verkäufern soziologischer Deutungen bestimmt wird. Die Probe auf dieses Exempel unterbleibt, weil die meisten Soziologen das Laienpublikum nicht mehr auf ihrer Verteilerliste haben.

Aufsichtsorgane und Auftraggeber sind in der Regel mächtiger und verfügen über Ressourcen, von denen die Soziologen gerne einen Teil bekommen würden, während das, was Soziologen zu liefern fähig sind, auch durch andere Lieferanten substituiert werden kann. In Deutschland (und Österreich) sind die Aufsichtsorgane (noch) staatliche Stellen, Ministerien, Politiker und Beamte. Bis zum Auftreten des *New Public Management*, dessen neue Methoden der Kontrolle und Steuerung vielen deutschen Universitäten erst noch bevorstehen, war der Gestaltungsspielraum für beide Seiten kasuistisch definiert. Die meisten Interaktionen mit Repräsentanten der Aufsichtsorgane folgten vormodern zu nennenden Gewohnheiten. Wer mit wem worüber verhandelte, entzog sich dem prüfenden Blick anderer; Gerüchte über besonders geschickt agierende Klinkenputzer waren die Folge dieses partikularistischen Arrangements.

Die anhaltende Dominanz partikularistischer Beziehungen der Soziologen zu den Ressourcen und Richtlinien verwaltenden staatlichen Stellen kann man daran ersehen, dass die DGS und der Berufsverband deutscher Soziologen und Soziologinnen (BDS) immer noch weit davon entfernt sind, kollektive Interessen ihrer Mitglieder gegenüber Aufsichtsorganen zu vertreten (allein schon das Fortbestehen getrennter Organisationen, die überkommene Trennung von Grundlagen- und angewandter Forschung und der noch tiefer sitzenden von freier und handwerklicher Arbeit belegen die Distanz der Soziologen von zeitgemäßer Professionspolitik). Während andere Professionen und Interessensverbände längst aufgerüstet haben und mehr oder weniger erfolgreich Lobbyismus praktizieren, haben die Soziologen in hundert Jahren keinen Anlass gesehen, die Infrastruktur ihrer (Berufs-) Organisation in diese Richtung auszubauen. Der Verzicht auf regelmäßige Kontaktaufnahmen (Geschäftsstellen in Recklinghausen und Essen) mit Bürokraten oder Parlamentariern im Interesse der ganzen Profession kann ja wohl nur so interpretiert werden, dass offenbar kein Konsens über gemeinsam zu vertretende Anliegen existiert. Konsensfindung und in gewissem Umfang auch konventionelles Lobbying erfordern die Einbeziehung mehrerer und erfolgen daher in einer mindestens partiellen Öffentlichkeit. Individuelle Unterredungen Einzelner mit Vorgesetzten scheuen hingegen das Licht auch nur der kleinsten Öffentlichkeit. Der akademische deutsche Soziologe scheint immer noch zuerst und vor allem deutscher Beamter zu sein. Und als solcher ist er angehalten, darauf zu warten, von der Obrigkeit gerufen zu werden, diese aber nicht von Lobbyisten drangsaliert zu lassen. Was jemand als Lobbyist in eige-

ner Sache zuwege bringt, verbessert sicher seine Lebensbedingungen (und die seiner Vasallen – eine Spezies, die nicht auf der roten Liste gefährdeter Arten steht), erhöht vermutlich seine Reputation, gereicht der Disziplin aber nur manchmal zum Vorteil.

Das Regime der Ziel- und Leistungsvereinbarungen, das *New Public Management* mit sich bringt, rationalisiert die Beziehungen zwischen den Universitäten und anderen aus dem staatlichen Budget alimentierten Institutionen einerseits und den Verwaltern der Ressourcen andererseits. Es verändert die Machtbalance zugunsten der Seite, die über die Zuteilung der Ressourcen entscheidet. Damit einher geht der Wechsel von überzeugend klingender Rhetorik oder situativem Verhandlungsgeschick zur kleinförmigen Lieferung von durch Kennzahlen kontrollierbaren Leistungen. Man liegt wohl nicht falsch, wenn man das als einen Prozess der zunehmenden bürokratischen Rationalisierung bezeichnet, der die Belohnungen für jene, die sich und ihr Anliegen überzeugend präsentieren können, verkleinert, während die bevorzugt werden, die ohne viel auf Eindrucksmanagement zu geben, harte Fakten (Zahl der Publikationen und Absolventen, eingeworbene Drittmittel, etc.) zu liefern versprechen.

Eine Asymmetrie der Beziehung der Soziologie zu den Verwaltern öffentlicher Ressourcen zeigt sich auch daran, dass Beratung eine marginale Bedeutung besitzt. Wenn sie doch zustande kommt, dann eher aufgrund persönlicher Präferenzen auf Seiten der Politiker, die den einen oder anderen Soziologen zu Kammingesprächen bitten. Die regelmäßige Politikberatung ist völlig in den Händen der Meinungsforscher, die gelegentlich auf eine soziologische Berufsvorgangeneheit zurückblicken können, ihre Tätigkeit aber ohne Einbettung in die soziologische Profession ausüben. Nur selten kamen Enquetekommissionen zustande, die soziologische Expertisen zu bündeln versprochen. Berichte über die Lage der Familie, die Shell-Jugendstudien, Kommissionen über den Terrorismus oder die Folgen der Wiedervereinigung, um nur einige zu nennen, haben den öffentlichen Diskurs nicht nachhaltig geprägt oder gar länger währende Kontroversen initiiert. Die Historiker waren in dieser Hinsicht erfolgreicher, wenn man an die diversen Berichte über Zwangsarbeit in der deutschen Industrie, die herrenlosen Konten in der Schweiz oder die aufklärungsbedürftige Vergangenheit eines österreichischen Bundespräsidenten denkt, ganz zu schweigen von dem Historikerstreit, den initiiert zu haben die Zunft der Soziologen nicht für sich beanspruchen kann. Während Historiker in Museen und Ausstellungen eine breite Öffentlichkeit anzusprechen vermögen und Wirtschaftsforscher regelmäßig über die Befindlichkeit der Märkte Bericht erstatten, haben die Soziologen noch nicht einmal darüber nachzudenken begonnen, auf welchen Wegen sie ihre Erkenntnisse popularisieren könnten. Das Scheitern der hochfliegenden Versprechungen der Sozialberichterstattung wurde unkommentiert hingenommen; soweit es heute

Derartiges gibt, folgt es entweder den konventionellen Bahnen nationaler oder europäischer statistischer Ämter oder wurde von internationalen Organisationen weiterentwickelt, woran einzelne Soziologen möglicherweise mitarbeiten, ohne dass dies aber in der Disziplin diskutiert oder begleitet würde. Bei Letzterem denke ich beispielsweise an den Human Development Index, dessen Zustandekommen wir Ökonomen unter der Leitung von Amartya Sen verdanken.

Eine systematische historische Darstellung soziologischer Beraterstätigkeit im Auftrag öffentlicher Stellen fehlt, weshalb die folgende Beurteilung der Verbreitung soziologischen Wissens im Wege der verschiedenen Formen von Sozialberichterstattung provisorisch bleiben muss. Nachdenklich mag einen stimmen, wenn man den internationalen Erfolg der von der OECD initiierten PISA-Studien über Bildungsungleichheit dem jahrzehntelangen Bemühen von Soziologen gegenüberstellt. All das, was seit 2000 unter dem Stichwort PISA öffentlich erörtert wird, kann Soziologen nicht wirklich überraschen – außer, dass nicht wir es waren, die dieses Thema auf die Tagesordnung zu setzen vermochten. Es bedurfte der Etablierung einer neuen Sportart, an der sich die führenden Wirtschaftsnationen dieser Welt kostenpflichtig beteiligten, um bekannte nationale Mängel des Bildungssystems öffentlich diskutiert zu finden. Die von den Propagandisten der Sozialberichterstattung intendierte gesellschaftliche Dauerbeobachtung zielte letztlich auf dasselbe – den Gesellschaftsvergleich –, aber so deutlich wie die OECD heute wollte man es damals dann doch nicht formulieren. Ganze Gesellschaften einem Ranking zu unterwerfen, das auch noch Akzeptanz findet, ist in einer auf Wettbewerb getrimmten Kultur ja nicht gerade eine revolutionäre Idee. Und doch hätte sich kein Panel von Soziologen jemals für einen derartigen Vorschlag erwärmen können. Sind die Soziologen der zweiten Jahrtausendwende denn schon so weit von der sie umgebenden Kultur dissoziiert, dass sie nicht mehr wissen, was Akzeptanz in einer breiteren Öffentlichkeit finden kann?

Die Geschäftsbeziehungen mit Auftraggebern, die die Lieferung konkreter soziologischer Forschungsleistungen kontraktförmig vereinbaren, haben im Laufe des letzten halben Jahrhunderts quantitativ wohl stark zugenommen. Doch im Vergleich mit benachbarten sozialwissenschaftlichen Disziplinen ist der Umfang derartiger Gutachterstätigkeit wohl immer noch relativ bescheiden. Die Diagnosefähigkeit der Soziologie war offenkundig umso größer, je konkreter das in Frage stehende soziale Problem formuliert werden konnte. Zugleich verringerte der Grad an Konkretheit, den Auftragsforschung in Kauf zu nehmen hat, deren Rezeption innerhalb der Disziplin, die oft genug derartige Studien allein schon deswegen nicht wahrnimmt, weil sie in der Vergangenheit in obskuren Schriftenreihen vergraben blieben und heute irgendwo im weiten Netz der Online-Veröffentlichung verloren gehen.



Hier ist auf eine weitere Besonderheit der Soziologie zu verweisen: Sie hat keine Klienten, die bei ihr regelmäßig um Diagnosen vorstellig werden. Das systematische Fehlen von Rollenbeziehungen, die jenen zwischen Arzt und Patient, Therapeut und Klient, Sozialarbeiter und Klient, Testpsychologen und Kandidaten eines Assessment-Centers, Wirtschaftsprüfer und Unternehmen, Pastor und Gläubigen entsprechen würden, führt dazu, dass die von den Soziologen so gern bemühte Vorstellung, ihre Forschungsergebnisse könnten das Verhalten der Erforschten nachhaltig formen, unrealistisch bleibt. Mangels regelmäßiger kommunikativer Unterrichtung der Klientel ist nicht mit nachhaltigen Lerneffekten zu rechnen. Was eine stabile Klientenrolle zu leisten imstande ist, kann man sich am Beispiel der Psychotherapeuten vor Augen führen. Aus jeder Konsultation geht der Klient mit einer durch die Autorität des Therapeuten vermittelten, mehr oder weniger in Psychologie verankerten Sicht auf sich und andere nach Hause. Die Allgegenwart psychologischer Begriffe und Hypothesen verdankt sich wohl auch dem Umstand, dass sie auch auf solchen Wegen Teil des Alltagswissens heutiger Gesellschaftsmitglieder wurden. Während Therapeuten mittlerweile in den Ensembles von Fernsehserien und Spielfilmen gang und gäbe sind und ihre Weltdeutungen in den Skripts dieser Kulturprodukte selbstverständlich Verwendung finden, sind Soziologen bislang selten zu Roman- und faktisch gar nicht zu Filmereignissen gekommen (die Romane von Malcolm Bradbury, Alison Lurie und Georges Perec sind die sprichwörtlichen Ausnahmen – und sie wurden alle drei vor 1975 veröffentlicht). Offenbar liefern Soziologen den Verfassern derartiger massenkultureller Produkte keine hinreichend profilierten Charaktere, Stereotypen und Ironiepotentiale.

Die systematische Lücke im Rollenprofil der Soziologen hat Folgen für die Ausgestaltung der Beziehung zwischen professionellen Soziologen und der sie umgebenden breiteren Öffentlichkeit. Weil es im strikten Sinn keine Klienten gibt, wenden sich Soziologen mit ihren Zeit- und anderen Diagnosen an das breite Publikum. Da diese Orientierung am allgemeinen Publikum aber keineswegs zu den normativ verbindlich fixierten Obliegenheiten der Soziologen zählt, sind Spannungen zwischen jenen, die sich dieser Aufgabe nicht verschließen und den puristischen Professionsmitgliedern, die die Auffassung vertreten, diese Art von Dienstleistungen nicht erbringen zu sollen, unvermeidlich. Die mangelnde Akzeptanz unter den Zunftmitgliedern kann vielleicht den Dilettantismus jener erklären, die sich dieser Aufgabe doch stellen. Sie agieren, als habe noch niemand über die Selektivität der Massenmedien geforscht, und vertrauen ganz auf ihre persönlichen Netzwerke, deren geringe Halbwertszeit allerdings nicht in Rechnung gestellt wird. Andere Berufsverbände beschäftigen Pressereferenten und manche Naturwissenschaftler stehen bei Literaturagenten unter Vertrag,

doch deutschsprachigen Soziologen ist Dissemination nicht nur ein Fremdwort, sondern unbekannt.

Wenn es aber stimmt, dass die Erkenntnisse der Soziologie die Objekte soziologischer Forschung im Prinzip zu beeinflussen vermögen, liegt die Anschlussfrage nahe, wie denn diese Erkenntnisse öffentlich werden, wen sie erreichen und unter welchen Bedingungen ihr Transport erleichtert oder erschwert wird. Worum es geht, kann man sich provisorisch anhand des Sender-Medium-Empfänger-Modells verdeutlichen. Jene wissenschaftlichen Disziplinen, die einen hohen Grad an Autonomie aufweisen, sind in der glücklichen Lage, sich über diese Beziehungen nicht den Kopf zerbrechen zu müssen, sie genügen sich weitestgehend selbst. Ihre Produkte werden vorrangig, praktisch meist sogar ausschließlich den anderen Mitgliedern der eigenen Disziplin offeriert, Vertreter solcher Fächer treten kaum einmal aus ihrem Reservat heraus. Sie suchen keinen Kontakt zu Fremden und fremd sind ihnen wohl schon die unmittelbaren Nachbarn angrenzender Disziplinen. Die Soziologie kann man nun wohl mit einiger Berechtigung als unglückliche Disziplin bezeichnen, da in ihr konfligierende Rollenerwartungen hinsichtlich der Verbreitung ihrer Forschungsergebnisse existieren. Die Koexistenz beider Rollenauffassungen zählt zu den Konstanten der Geschichte der Soziologie als Wissenschaft. Die meisten ihrer Vertreter sahen und sehen sich diesen widerstreitenden Imperativen ausgesetzt und reagieren darauf, wenn nicht mit Parteinahme für eine der beiden Seiten, dann mit Ambivalenz. Auf der einen Seite stehen die reinen Wissenschaftler, die ihre Arbeit ausschließlich in der weltabgewandten Studierstube sehen, und auf der anderen Seite die Volksaufklärer, Popularisierer, Festvortragenden, Talkshow-Experten, Feuilletonisten und Kolumnisten. Die jeweils anderen hält man für deviant, weil sie auf die eine oder andere Weise die Mission der Soziologie missverstehen.

Hat sich die Kommunikation der Soziologen mit dem allgemeinen Publikum im Verlauf des 20. Jahrhunderts verändert? An dessen Beginn waren Soziologen, wie andere Wissenschaftler, im Wesentlichen auf zwei Kanäle beschränkt: sie konnten sprechen und schreiben. Der Vortrag, sei es eine reguläre universitäre Vorlesung oder eine Rede vor einem Publikum, erreichte mangels technisch vermittelter Kommunikation nur jene, die im Saal oder unter freiem Himmel anwesend waren. Den Damen der Berliner Gesellschaft, von denen berichtet wird, sie hätten die Vorlesungen Georg Simmels frequentiert, standen nicht allzu viele Alternativen zur Verfügung, um ihr Bildungsbedürfnis zu befriedigen. Das änderte sich erst mit dem Rundfunk und später dem Fernsehen. Doch diese beiden Massenmedien wurden nur von wenigen Soziologen regelmäßig bedient. Bis in die 1970er Jahre hinein wurden von Rundfunkanstalten Vorträge von Professoren ausgestrahlt und in den Rundfunkarchiven liegen wohl noch einige dieser

Sendungen. Von Theodor Adorno heißt es – und in seinen Gesammelten Schriften ist dies dokumentiert –, dass er ein vielbeschäftigter Rundfunkvortragender war. Wer außer ihm sich dieses Mediums auch noch bediente, ist nicht systematisch untersucht worden, weshalb die Behauptung seines großen Erfolgs mit einem Vorbehalt versehen werden sollte. Klar scheint allerdings zu sein, dass die Soziologen das Fernsehen für sich noch weniger zu nutzen vermochten. In Diskussionsrunden, wie dem österreichischen Club 2 (ab 1976), traten sie anfangs noch auf, doch mit den Talkshows und deren fahrlässig verknappter Redeform kamen sie aus gut nachvollziehbaren Gründen nicht mehr zurecht. Um eigene Sendeformate, die Literaturkritiker, aber auch Historiker und Philosophen mit mehr oder weniger großem Erfolg bespielen konnten, bemühten sich Soziologen nicht oder wurden dafür nicht für geeignet gehalten.

Während jemand wie Alfred Kinsey auf dem Höhepunkt seines Erfolgs als Erforscher der Sexualgewohnheiten Sportstadien füllen konnte, waren die letzten großen Auftritte von Soziologen wohl die Tage der Teach-Ins der Studentenbewegung.

Das Verharren im geschriebenen Wort war vielleicht nicht selbst gewählt, aber es ist eine Tatsache. Doch auch hier wird man eine zusätzliche Beschränkung der benutzten Kommunikationsformen konstatieren müssen. Einige Textsorten werden von gegenwärtig tätigen Soziologen deutlich seltener benutzt als in früheren Perioden. Essays, gar Fotoessays von Soziologen, begegnet man nur sehr selten. Das mag damit zu tun haben, dass es wenige Zeitschriften gibt, die Derartiges zu veröffentlichen bereit sind. Doch auch in den Organen, die auf solche Texte spezialisiert sind, trifft man selten auf Beiträge von Soziologen. Den Grund dafür wird man in der gewandelten Publikationskultur der Soziologie suchen müssen, in der nur der wissenschaftliche Beitrag zu einer Fachzeitschrift und das Buch etwas gelten. Von den Fachzeitschriften der Soziologie kann man nun nicht erwarten, dass sie dem Essay Platz einräumen. Dagegen spricht die Selbstauslieferung aller Zeitschriften an das Peer-Review-System, dessen Vorzüge hier nicht in Abrede gestellt werden sollen. Doch wenn nur noch veröffentlicht wird, was die prüfende Zustimmung von Gutachtern gefunden hat, ist eine Verengung der Akzeptanz findenden Textformen unvermeidlich. Der wissenschaftliche Standardartikel ist unter Garantie nicht das, was man einem Laien wird zumuten können, verstehen doch schon die meisten Fachkollegen meist nicht mehr, was hochspezialisierte Gutachter für veröffentlichenswert halten.

Bleibt also das Buch. Dessen Schicksal ist es, nicht mehr für das allgemeine Käuferpublikum produziert zu werden, sondern für Bibliotheken und eine immer kleiner werdende Schar von unentwegten Käufern. Der deutschsprachige akademische Buchmarkt wird von Lehrbüchern und hoch subventionierten Spezialveröffentlichungen beherrscht. Herbert Gans hat vor einigen Jahren für die amerika-

nische Soziologie versucht, Verkaufszahlen zu eruieren und kam zu dem überraschenden Ergebnis, dass jene wenigen Werke, die ein breiteres Publikum zu erreichen vermochten, untypisch für den Mainstream der akademischen Soziologie waren. David Riesmans „Lonely Crowd“ ist nach Gans' Recherchen das meistverkaufte Buch eines Nachkriegssoziologen. Mit einigem Abstand folgen Bücher von Elliot Liebow, Richard Sennett, Robert N. Bellah und Seymour M. Lipset. Für Deutschland gibt es meines Wissens keine vergleichbare Recherche. Das amerikanische Beispiel zeigt, dass es dort das Marktsegment des anspruchsvollen Fachbuches gab, das im deutschen Sprachraum durchaus nicht fehlt, aber nicht von Soziologen bedient wird. Wenn solche Bücher in Deutschland gelegentlich erscheinen, sind deren Verfasser Historiker, gelegentlich Politikwissenschaftler oder scheinbar angesehenere Populärschriftsteller. Das Erscheinen derartiger Bücher setzt die Existenz eines funktionierenden Lektoratswesens und fachliche Kompetenzen auf Seiten der Verlage voraus, die durchaus auch extern eingekauft werden könnten. Doch kein deutschsprachiger Verlag hat sich in den letzten Jahrzehnten dieser Nische intensiver angenommen. An deren Stelle findet man die rasch geschriebenen Taschenbücher, die in der Tradition der bekannten Reihen der 1960er Jahre stehen, welche damals zur Verbreitung von populärer Soziologie einen wichtigen Beitrag lieferten. Hier soll nicht behauptet werden, dass diese damals weit verbreiteten Werke auf der Höhe soziologischer Forschung standen, sie lieferten soziologisch informierten Lesestoff für ein bildungswilliges Laienpublikum.

Einen Grund für die Malaise kann man darin sehen, dass die heutigen Soziologen ihrer Arbeit in einer Form nachgehen, die einen nötigt anzunehmen, sie hätten Angst vor den Objekten ihrer intellektuellen Begierde. Kaum jemand erhebt seine Daten selbst oder kommt wenigstens beim Pre-Test mit den Studienobjekten flüchtig in Kontakt. Stattdessen ordert man Riesendatensätze von ALLBUS, SOEP, WVS und wie die Abkürzungen der uneigennützigem Großhändler sozialwissenschaftlicher Daten sonst noch lauten mögen. Der Erforscher der Befindlichkeit von Tausenden, ja Millionen muss sich von seinem Schreibtisch nie erheben. Es reichen ein paar Mausklicks, um die Daten zur Hand zu haben, die es ihm erlauben, etwas über den Zustand unserer Gegenwartsgesellschaft zu Papier zu bringen. Das Publikum ist nicht nur als Leserschaft uninteressant, es verspricht auch keine Überraschungen bereitzuhalten, die zutage zu fördern jedenfalls mehr Nähe zu oder mehr Zeit mit ihm erfordern würden.

Die Szientifizierung soziologischer Forschung entfremdete die Soziologen des späten 20. Jahrhunderts von dem Publikum, das die Gründerväter der Disziplin noch als einen der legitimen Adressatenkreise ansahen. Was vom Bildungsbürgertum übrig geblieben ist oder heute als sein Pendant existiert, haben die Soziologen zur Adoption freigegeben. Sie dürfen sich nun nicht darüber beklagen.

gen, dass sie kein Gehör mehr finden. Allerdings scheint es, dass viele daran gar nicht mehr interessiert sind. Wie sonst ist es zu erklären, dass Soziologen als Autoren weder in den traditionellen Tages- und Wochenzeitungen und schon gar nicht in den neuen Online-Medien vertreten sind? Die Zahl der deutschen Soziologen, die einigermaßen regelmäßig Beiträge in Printmedien veröffentlichen, lässt sich wohl an einer Hand abzählen. Die Soziologen haben sich von einigen der traditionellen Wege der schriftlichen Kommunikation mit einer größeren Zahl von Lesern vermittelt eines Marktes, auf dem die Käufer zumindest auswählen können, was sie nicht kaufen wollen, ohne Not zurückgezogen: weder schreiben sie Essays noch Kommentare für Tageszeitungen, ihre professionellen Zeitschriften wenden sich nur noch an Insider und die Bücher, die sie schreiben, müssen sich nicht verkaufen, weil die Kosten anderswo aufgebracht wurden.

Und doch scheinen Soziologen mit dieser Situation ein wenig unzufrieden zu sein. Ganz haben sie sich noch nicht von dem Wunsch verabschiedet, auch breitere Leserkreise anzusprechen. Wenn ein professioneller Journalist, oft genug ein Absolvent der Soziologie, sich eines soziologischen Themas annimmt, reagieren die Zunftmitglieder ob der Verzerrungen und des polemischen Tons verärgert. Die Propheten der funktionalen Differenzierung sind über die Ergebnisse, die diese mit sich brachte, nicht erfreut. Aber es hätte ja wirklich nur ein wenig Nachdenkens bedurft, um dahinter zu kommen, dass, wenn man selbst eine Position nicht mehr auszufüllen gewillt ist, jemand anderer dorthin vordringen wird. Was für die Stadtökologie gilt, lässt sich auch auf die Sphäre der Öffentlichkeit anwenden. Was den schönen Künsten die Kunstkritiker, der Literatur die Literaturkritiker und dem Sport die Sportberichterstatter sind, diese Rolle soll im Feld der Gesellschaft frei geblieben sein? Gesellschaftsreporter tun jedenfalls was anderes und Gesellschaftskritiker bespielen andere Bühnen.

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass diese Situation sich in der näheren Zukunft noch nachteiliger für die Soziologie bemerkbar machen wird. In dem Maße, in dem alle wissenschaftlichen Disziplinen darauf angewiesen sind, die Verwalter der Ressourcen davon zu überzeugen, richtig zu handeln, wenn sie dieser, aber nicht jener Disziplin Mittel zur Verfügung stellen, in dem Maße wird dieser Zuteilungsprozess auch vom Bild, das die jeweilige Disziplin in der breiteren Öffentlichkeit bietet, beeinflusst werden. In anderen Ländern haben die exakten Wissenschaften darauf schon reagiert und betreiben unter dem Titel „Public Understanding of Science“ – unter Beteiligung gar nicht weniger Soziologen – etwas, was Gesellschaftsforschern eigentlich selbstverständlich sein sollte, was sie aber in den letzten Dekaden anscheinend vergessen haben.

## Gestaltung und Kritik der Gesellschaft. Zur Soziologie der Intellektualität

*Georg Vobruba*

### 1 Einleitung

Der Begriff Intellektualität bezeichnet einen bestimmten Wissenstypus und seine Positionierung in der Gesellschaft. Intellektuelles Wissen konstituiert eine spezifische Relation zwischen Intellektuellen und Publikum und reflektiert diese Relation. Diese Definition soll hier eine vorläufige Grundlage der Verständigung bilden. Im Rahmen der Soziologie der Intellektualität stellen sich also einerseits Fragen nach der spezifischen Qualität intellektuellen Wissens und andererseits Fragen nach der Position seiner Träger in der und zur Gesellschaft. Dabei hat die Soziologie der Intellektualität historische Wandelungsprozesse ihres Gegenstandes zu berücksichtigen, mit denen sich auch das Verhältnis dieser beiden Fragen zueinander wandelt. Dies legt zugleich den Argumentationsgang fest.

Zuerst werde ich kurz die wissenssoziologischen Grundlagen des intellektuellen Weltbildes skizzieren. Dafür muss zwischen der logischen Struktur vormoderner und moderner Weltbilder unterschieden werden. Diese beiden Strukturmodelle möglichst klar zu beschreiben ist erforderlich, um das intellektuelle Weltbild als Mischform präzise fassen zu können. Indem man intellektuelles Wissen als in charakteristischer Weise zwischen vormodernem und modernem Denken stehend auffasst, erschließt man Möglichkeiten der Erklärung von Problemen von Intellektualität, an denen sich Intellektuelle über 100 Jahre lang abgearbeitet haben.

Dann gehe ich auf die gesellschaftliche Positionierung der Intellektuellen ein, die sich aus dem intellektuellen Weltbild ergibt. Die Frage der (Selbst-) Positionierung der Intellektuellen führt unmittelbar zum Problem des Verhältnisses zwischen Intellektuellen und politischer Macht. Das intellektuelle Weltbild als Konglomerat wird durch seine Verbindung mit Macht brisant: Denn mit der Unbedingtheit des Anspruchs auf Gesellschaftsgestaltung kann praktisch Ernst gemacht werden. Die Folge waren Diktaturen im Namen von Idealen.

Im letzten Schritt geht es um die Folgen. Die historische Diskreditierung der Verbindung von Intellektualität und Macht führt zur Steigerung des Stellenwerts von Kritik im intellektuellen Selbstverständnis. Zugleich kommt es im Zuge des